



• Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 49.

Wiesbaden, den 5. September 1915.

3. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Deutsche Treue“, von H. B. Elster. — „Das Ende“, Erzählung von H. Wagner. — „Deutsche Granatapfelmutter“. — „Die Nacht des Marquis“, Novelle von Guido Kreuzer. — „Türkisches Kaffeelassen“, von J. Weiskirch. — „Der vom Urman“, Erzählung von M. Merk-Buchberg. — „Hilberbogen fürs Haus“. — „Lustige Ecke“.

Zum Geleite.

Etwas ganz besonders Schönes im Leben ist doch das Vertrauen und wenn's auch bloß ein Piepvogel ist, der's einem entgegenbringt. Einige haben eine schwarze Witze und sagen: alles sei von Anfang an auf Mord und Totschlag gestellt. Ich kann es aber nicht finden.

H. Joniane.

Deutsche Treue.

von Hanns Martin Elster.

Herrlicher Tugenden mag voll Stolz sich rühmen der Deutsche,
keine aber erklänst heller denn seine Treue;
Ins germanische Herz hat tief sie gepflanzt die Gottheit;
Nimm dem Deutschen die Treue, und er ist nimmermehr
deutsch!

So singt ein unbekannter österreichischer Dichter mit einem garnicht deutsch klingenden Namen, Gawalowski. Seine Verse aber vergißt man nicht, wenn man sich in deutsche Sage, Geschichte, Dichtung versenkt. Im Reiche der Wirklichkeit, der Phantasie und des Traumes klingt immer wieder das Lied von der deutschen Treue.

Echte Selbstlosigkeit zeichnet sie aus, die keine Not und kein Tod begrenzt, ein uralter Wesenszug deutschen Wesens, nie verschwindend in düsternen und trüben, in frohen und glücklichen Zeiten. Als die Ostgoten am Vesuv ihre letzte Schlacht geschlagen und verloren hatten, des Volkes Heerschild zerbrochen, die Heimat verloren war, da blieb dem kleinen Häuflein, das sich durch eine heroische Tapferkeit freien Abzug erkämpft hatte, nur eines: die Treue gegen ihren angestammten Fürsten. Die Sage erzählt, wie sie ihres Königs Leiche aus dem südlichen Lande fortführten; Felix Dahn, der jüngst verstorbene, greise Dichter, hat diese Sage wundervoll gestaltet:

„Gebt Raum, ihr Völker, unserm Schritt,
Wir sind die letzten Goten,
Wir tragen keine Krone mit,
Wir tragen einen Toten!“

Und das erste große Epos, das uns von frühester deutscher Geschichte eine unsichere und dichterisch ins Große gestaltete Kunde zuträgt: die Nibelungen hat man nicht mit Unrecht das hohe Lied der deutschen Treue genannt. Hier haben wir die Frauentreue, die Freundestreue, die Mannen- und die Königstreue. Kriemhildens Rache ist der furchtbare Bericht von jener unseligen Frau, deren Gatten, Siegfried, man meuchlings ermordet hat, und die

in ihrem Leben den Rachegeanken aus Treue zu ihrem ersten Gemahl nicht wieder aufgibt, obwohl sie sich an ihren nächsten Verwandten, ihren Brüdern, rächen muß und diese alles getan haben, um sie zu versöhnen. Sechszwanzig Jahre nach Siegfrieds Tode läßt sie die Schuldigen vernichten. So wird aus einer Tugend ein grauenhafter, wilder Wahn, der auf dem Untergrunde des Guten Furchtbares tut.

Die Frauentreue war aber auch ureigenstes deutsches Wesen; die Heiligkeit der altgermanischen Ehe beruhte auf der Treue. Wer sie verletzte wurde gedächet und ausgestoßen. Vielfach hat diese eheliche Treue auch auf die Verlobung hinübergewirkt. Gudrun lebt, von den Normannen geraubt, 15 Jahre fern von ihrem Verlobten, dem Seelandskönig Henric, fern von ihrer Heimat und duldet alle Leiden und Mühen eines dienenden Lebens in der Fremde unter der peinigenden Aufsicht der sie quälenden alten Königin Gerlinde, weil sie die Werbung des Normannenkönigs ständig zurückweist und das ihrem Verlobten gegebene Wort auf keine Weise umgehen oder brechen will; lieber ist sie Magd als Königin mit unreinem Gewissen. Ja, solche Treue ist der wahren Minne Schwester, sagt der alte Dichter Frauenlob, und ein unbekannter Sänger des Mittelalters nennt sie „das beste Gewand, das man anlegen kann, und das mehr schmückt, als alle kostbaren Stoffe.“

Kommen wir aber in geschichtliche Zeit, so erscheint eine reiche Fülle von Bildern und Gestalten vor unserem inneren Auge: verlassen, verraten wurde die edle, schöne Pfalzgräfin Genoveva, und sie blieb dennoch treu; viele Dichter — darunter ein Hebbel — haben ihr Schicksal nachgestaltet. Auch Kaiser Heinrichs IV. harter Gang nach Canossa, auf dem ihn sein treues Weib, Bertha, begleitete, hat manchen Dichter gefunden. Und die Treue der Frauen Weinsbergs ist oft besungen worden, wie die kleine, mutige Stadt nach trotziger Verteidigung durch des Kaisers

Machtspruch zerstört werden soll und nur die Frauen mit dem Leuerstein, das sie besitzen und das sie tragen können, abziehen dürfen, und wie die Frauen dann auf ihrem Rücken ihre Männer aus der Stadt tragen. Justinus Kerner, der Weinsberger Dichter, hat diese Sage immer wieder besungen, in epischer, lyrischer, gelegentlicher Dichtung, wenn er einen Ring mit einem Steinchen von der Burg Weibertreu an den Prinzen von Weimar schickt, wenn er in Weinsberg seiner toten Gattin, seines Radele, gedenkt.

Ebenso nahe wie Gatten stehen sich aber von jeher in Sage wie Geschichte die Freunde. Schon früh schließen die Germanen Blutsbrüderschaften, indem sie sich in den Unterarm ritzen und ihr Blut zusammenfließen lassen, zum Zeichen, daß sie sich die Treue halten wollen im Leben wie im Tode. Als die Burgunden in schwerster Gefahr sind und ahnen, daß ihr Untergang nahe bevorsteht, da schließt der schuldige Hagen mit dem fangeskundigen Volker den Bruderbund. Und als Kriemhild an den beiden, die in der hunnischen Hofburg auf der Steinbank ausruhen, vorübergeht, da weigern sie der Königin den ritterlichen Gruß. In der letzten Nacht halten sie gemeinsam treue Wacht vor dem Saale, wo ihre Herren schlafen. Und beide verschonen den edlen Markgrafen von Bechlar, denn dieses Mannes Treue ist die schwerste: er muß sie halten gegen seine Freunde, die er in seinem Schlosse gastlich bewirtet hat, nach heißem Seelenstreit auf Geheiß der Königin Kriemhilde, der er Treue schuldet. Aber als der Streit beginnt und Hagen ihn an die alte Treue mahnt, seinen zerhaueenen Schild vorweisend, mit dem Wunsche, er hätte gerne wenigstens eine Schutzwaffe, da reicht der Markgraf Rüdiger ihm als treuesten Beweis seiner Freundschaft seinen festen, blanken Schild dar, ihn austauschend gegen den unbrauchbaren Hagens:

„Und da er ihm so willig den Schild als Gabe bot,
Da wurden vieler Augen von heißen Tränen rot“
heißt es in dem Epos in ergreifender Schlichtheit.

Wie weit die Freundestreue aber gehen kann, zeigt uns Engelhart, ein Fürstensohn, der durch die Freundestreue Dietrichs von Brabant seine Gattin Engeltraut gewonnen hat. Als Dietrich nach Jahren ausfällig wird und nur das Blut unschuldiger Kinder ihn heilen kann, tötet Engelhart, um den Freund zu retten, seine Kinder — aber der Himmel belohnt solche Treue durch Wunder: der unglückliche Vater findet, als er nach der Tat noch einmal das Zimmer seiner Kinder betritt, sie spielend in ihren Betten. Diese Sage hat ihr Gegenstück in der Geschichte. Ludwig Uhland hat uns in seinem Trauerspiel „Herzog Ernst von Schwaben“ die Freundestreue des Grafen Werner von Kyburg in dichterischer Schönheit gezeigt. Der Stiefvater des Herzogs, Kaiser Konrad II., der mit dem Herzog Ernst im Streite lag, ließ den Stiefsohn frei, ja war bereit, ihm das Herzogtum Schwaben zurückzugeben, wenn Ernst Werner von Kyburg aufgab. Aber der Herzog hielt dem Grafen die Treue. „Geschätzt vom Kaiser, genannt von den Bischöfen, ein landloser Mann, den die Seinen verstoßen, kam er zu dem Freunde, um deswillen er dies alles ertrug. Und die beiden lebten zusammen auf dem einsamen Schloßchen Falkenstein im Schwarzwald, und sie teilten ihr Lager und ihr Brot, und keiner wich mehr von dem andern, bis sie, von Feinden bedrängt, trau, wie sie gelebt, auch an einem und demselben Tage den Tod im verzweiflungsvollen Streite suchten und fanden.“ (L. Uhland.)

Diese Freundestreue hängt schon in germanischer Zeit eng zusammen mit der Treue, die der Wirt seinem Gaste schuldig ist. Hieraus erwuchs die Treue vor dem Gegner, zugleich auch aus der Anerkennung der Tüchtigkeit des Feindes. Manches alte Lied berichtet, wie Feinde stundenlang sich bekämpften, sich müde gestritten, bis die Sonne sank, und wie sie dann gemeinsam ruhten, einer des andern Schlaf bewachend. Eine ähnliche Sage gibt es von Kaiser Karl dem Großen, der sich auf einer Jagd verirrt hat und müde in das Haus eines sächsischen Großen einkehrt, von dem er freundlich bewirtet und genächtigt wird. Erst beim Abschiede erfährt der Kaiser, daß er wehrlos in der Hand seines grimmigsten Feindes, des Herzogs Wittekind, dem er viele Untertanen und die Stammesfreiheit geraubt hat,

gewesen ist, ohne daß dieser die Treue gebrochen hat. Ergriffen von solcher Charakterstärke verfährt sich der Kaiser mit dem heidnischen Fürsten. Auch Friedrichs des Schönen von Österreich Treue, der freiwillig wieder in die Gefangenschaft zurückkehrte, weil seine Bemühungen ohne Erfolg waren, führte zur Versöhnung zweier Feinde. Nicht anders war es bei dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen, der zwar genötigt war, seinen eigenen Bruder, den Herzog Wilhelm von Weimar, zu bekämpfen, der aber, als in der Schlacht an der Elster ihm ein Bogenschütze anbot, mit einem sicheren Schuß den Herzog wehrlos in seinem Zelte niederzustrecken, das mit Entrüstung zurückwies, obwohl es ihm den unbestrittenen Sieg verschafft hätte.“ Die feindlichen Brüder versöhnten sich bald darauf. So bleibt keine Treue ohne ihren verdienten Lohn. Sie behütet und beschützt die Sorglosen und Leichtsinrigen, aber nicht um dieses Lohnes, sondern um ihrer selbst willen. Dem treuen Eckart, den Goethe besang, wurde kein Vorteil und Gewinn dafür, daß er, vor dem Hörfelberge sitzend, jeden Wanderer warnet vor dem Eintritt in das Reich der Venus oder daß er seine warnende Stimme erhallen läßt, wenn der wilde Jäger heranbraust.

Die hervorsteckendste Eigenschaft unserer Vorfahren war aber die Mannentreue. Tacitus berichtet von ihr: „Schande und Schmach ist es für das ganze Leben, die Schlacht lebend verlassen zu haben, wenn der Fürst gefallen ist. Ihn zu verteidigen und zu schützen und auch eigene Heldentaten seinem Ruhme zu opfern, ist erste, heiligste Pflicht!“ Und die Minnesänger betonen immer wieder diese wechselseitige Treue von König und Volk, Fürst und Untertan. Sie wird dem härtesten Edelstein, dem Diamant, dem edelsten Metall, dem Gold, verglichen, sie ist sein Schild, wie Frauenlob, ein Sattel, wie Thomasin von Zirklare sagt; sie ist die Richterin der Ehre und das Höchste, was der Mann besitzen kann. „Antreue aber führt zur Hölle“ besagt schon ein altes Sprichwort; verflucht ist jeder Untreue, jeder Ort, wo Verrat geschah.

Wieder sind es die Nibelungen, die uns die Mannentreue in strahlendem Glanze zeigen. Wenn auch Hagen zum Meuchelmörder wird, er tötet den edlen Siegfried doch, weil seine Königin Brunhilde es will; er folgt seinem Herrn doch nach in das Burgundenland, obwohl er weiß, daß Kriemhilde ihn dort vernichten wird, und er verschweigt den Ort des Nibelungenhortes, solange noch einer seiner Herren am Leben ist, und dann erst offenbart er höhnend, daß der Hort im Rheine versenkt sei. Und ebenso treu ist der Markgraf Rüdiger von Bechlar gegen seine Herrin, die Königin Kriemhilde; er muß den Burgunden die Freundschaft kündigen, die er ihnen gastlich entgegengebracht als Wirt auf seinem Schlosse.

Im „Wolfdietrich“, einem anderen Epos des 12. Jahrhunderts, sucht der treue Berchtung mit seinen Söhnen in Not und Tod den verlorenen Herrn. Elend und Gefangenschaft wird ihnen zuteil. Nach des Vaters Tode folgen die Söhne der Spur des Fürsten: „Für zwei Seelen beten wir, die uns viel Gutes getan; die eine ist unseres Vaters Seele . . . die andere ist Wolfdietrich, unser Fürst; unseren Vater vergessen wir vielleicht; unseren Herrn können wir nicht verschmerzen.“

Zahllos sind die Beispiele der Mannentreue in geschichtlicher Zeit. Ich brauche nur an Graf Eberhard den Greiner, an Graf Eberhard im Bart zu erinnern; Uhland und Kerner verherrlichen sie. Ich brauche nur an Stallmeister Frobens Opfertod in der Schlacht von Fehrbellin für den großen Kurfürsten zu erinnern. Und ich brauche nur darauf hinzuweisen, wie das deutsche Volk dann immer siegte, groß und stark war, sei: Wirken und seine Erfolge erweiterte, vergrößerte, wenn es sich selbst treu blieb; das war zu den Zeiten der Reformation, zu den Zeiten Friedrichs des Großen und zur Zeit der Befreiungskriege; das war auch in jüngsten Tagen: 1870/71. Untreue gegen sich selbst hat sich bei dem deutschen Volke, das so leicht dem fremden Geiste zuneigt — ehemals dem Geiste der römischen Welt im Mittelalter, dann dem Geiste des Sonnenkönigs Ludwigs des Vierzehnten, neuerdings vielfach falsch verstandenen amerikanischen Geiste — immer sofort bemerkbar

gemacht: Zeiten des Niederganges traten auf. Aber seitdem ein Klopstock in mächtigen Oden die Erinnerung an unsere Eigenart wachrief, seitdem Lessing unser Wesen klärte und von fremdem Einfluß reinigte, seitdem Herder uns wieder auf uns, als auf ein Volk, hinwies und ein Goethe uns durch die Macht seiner Persönlichkeit einte, seit jenen Tagen schwand das nationale Denken, das in der Treue gegen sich selbst wurzelt, nicht, und folgten wir dem Worte Schillers:

„Wir wollen sein ein einzig' Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr“,
im steten Gedanken der deutschen Treue, die kein Volk der Welt so kennt wie das unsere.



Das Ende.

Erzählung von Hermann Wagner.

Heinz zog die Uhr, winkte ein Auto herbei und sagte dem Chauffeur: „Fahren Sie mich eine halbe Stunde spazieren!“

Er saß zunächst teilnahmslos im Wagen, völlig außerstande, einen Gedanken zu fassen. Das wirre, geräuschvolle Durcheinander des Straßenverkehrs irritierte seine Nerven. Als aber der Chauffeur dann in den Tiergarten einlenkte und das Tempo der Fahrt mäßigte, legte sich Heinz in den Wagen zurück, fuhr sich aufatmend durch das Haar und entfaltete Giselas Brief.

War es möglich, war dieser Brief ein Abschied?

Er war es. Er kannte ja ihre Art. In den Worten lag es da nicht, sondern im Unterton der Worte. Dieser Unterton war zärtlich, aber von jener Zärtlichkeit, die tröstet. Er liebte das unendlich an ihr, obwohl er unendlich darunter litt. Sie konnte einen, während sie weh tat, streicheln. Und man küßte ihr dafür dankbar die Hand.

Merkwürdig, wie so absolut ausgeschlossen es war, daß man sich in ihrer Gegenwart hinreißen ließ. Die Zärtlichkeit, die man gab oder empfing, war von einer verhaltenen stillen Glut, die etwas Unirdisches hatte. Ging man von ihr, dann hatte man das Gefühl, als träte man aus einem Traum. Nichts Fantes und Unmittelbares gab es an ihr oder um sie.

Wie, hatte er sie denn wirklich in seinen Armen gehalten? Doch. Aber auch in der Ekstase war niemals jene Milde der Haltung von ihr gewichen, die sie zur unvergleichlichsten und reizvollsten Frau machte, die für ihn existierte. Er erschauerte bei der Erinnerung an die Tränen, die damals in ihren Augen gewesen waren. Und er glaubte, den zitternden, nur hingehauchten Ton jenes Wortes in der Luft schweben zu sehen, mit dem sie sich ihm geschenkt hatte: „Heinz...!“

Er schrak auf, zog von neuem die Uhr und rief dem Chauffeur eine Adresse zu.

„Es ist jetzt Zeit“, dachte er. „Sie wird schon warten. Sie wird mich mit ihrem gelassenen Lächeln empfangen, Wie immer.“

Sie empfing ihn so, als ob nicht Monate verstrichen seien, seitdem sie einander gesehen hatten.

Er küßte ihr die Hand, sie nickte und wies ihm mit einer ruhigen Bewegung ihres Armes seinen alten Platz an. Er versank fast in dem tiefen Fauteuil, der an das Fenster gerückt war. In dem Halbdunkel des Zimmers erkannte er erst allmählich die feinen und nervösen Züge ihres Gesichtes wieder. Sie hatte sich gar nicht verändert. Nur schöner war sie vielleicht geworden. Das unwahrscheinlich helle, fast gelbe Blond ihres Haares hatte einen diskreten Ton. Aber die Bewegungen ihres Körpers, ihre Worte, ihre Blicke waren voller Beherrschung und Ruhe.

Sie sprachen von den Erlebnissen jener vielen Wochen, die sie einander nicht mehr gesehen hatten. Ihre Art zu sprechen hatte etwas Tastendes, das alles Tatsächliche und

Gegenständliche nur andeutete oder umschrieb und dadurch auf ein höheres, unpersönliches Niveau hob.

Sie erzählte von der Reise, die sie mit ihrem Gatten tief in den Süden geführt hatte, von dem Neuen, das sie gesehen und dem Alten, das sie vermisst hatte, von den Menschen, die über ihren Weg gelaufen waren, huschend, gespensterhaft wie Schemen... Und er hörte ihr mit klopfendem Herzen zu, nickte dann und wann, lächelte, warf ein Wort ein — gefoltet, wenn und wie sie wohl jenes Ereignis berühren würde, das sie ihm entfremdet und in die Sphäre und in die Arme eines anderen geführt hatte.

Sie saß seine Qual, und er fühlte es, daß sie sie sah. Etwas rührend Hilfloses lag in der leisen Zärtlichkeit, mit der sie nun zu ihm näher rückte, seine Hand erfaßte und sie streichelte. Er ließ es geschehen, während ein heftiger Schmerz seine Brust in Flammen setzte und sein Gesicht sich gleichsam versteinerte. Er verstand die Worte nicht mehr, die sie sprach, sein Gehirn erkrankte in einem dumpfen Taumel und vor seinen Augen wurde es trübe.

„Heinz“, sagte sie leise und behutsam, wie um ihn nicht zu jäh zu wecken und ihm nicht allzusehr wehe zu tun.

Da sah er starr und ausdruckslos zu ihr hinüber und fragte: „Sag', liebst du mich nicht mehr?“

„Nicht laut sein, Heinz“, begütigte sie ihn mit ihrer dunklen Stimme, „Heinz nicht laut!“

Und dann waren sie beide still, eine lange tiefe Zeit, während deren die Dämmerung heimlich zu den Fenstern hereinkroch und sich lautlos um die Möbel und Gegenstände des Zimmers legte und sie einhüllte und verbarg. Und während dieser Zeit dachten sie beide an die Tage ihrer Liebe. Wie lange war es wohl her, daß sie einander kannten? O, der Anfang schien ihnen unendlich fern gerückt, erschien ihnen unwirklich, weil ja das, was sie einander nähergebracht hatte, nie etwas Reales gewesen war. Die Liebe kommt über einen feinen wie ein Glid oder Leid im Traum. Ein Blick war ihr Schicksal gewesen, ein Händedruck schon die Erfüllung ihres Verlangens. Er hatte nicht betteln müssen, da sie sich ihm aus freien Stücken geschenkt hatte, und sie hatte nicht nötig gehabt, zu betteln, weil seine Demut ihr jede Reue vorweggenommen hatte.

Im Grunde freilich hat er diese Lieber immer als ein Wunder empfunden, in das er ohne sein Zutun und ohne sein Verdienst verstrickt worden war und das sich eines Tages wie ein Traum, den man ausgeträumt hat, in bloße Erinnerung auflösen mußte. Aber er hatte eigentlich nie Angst gehabt vor diesem Ende, das wohl, wie er meinte, einem äußeren Zustand, nicht aber einem inneren Erlebnis eine Grenze setzen konnte. Wenn auch die Person der Geliebten ging, so blieb doch ihre Seele, jenes Wunderbare, das man nur einmal an einen Menschen verlieren kann, um es dann niemals bei einem zweiten Menschen wiederzufinden. Und es hatte ihn deshalb auch nur wenig beunruhigt, daß Gisela die lange Reise angetreten hatte.

Aber in ihrer Abwesenheit war dann doch eine wehe Sehnsucht über ihn gekommen, die sich in den Nächten bis zur Verzweiflung steigern konnte. Er lag mit brennenden Augen wach und sah die Geliebte vor sich, die helle Welle ihres Haares aufgelöst, um den Mund einen sonderbar heißen Zug, in den Augen ein verhaltenes, wirres Flackern. Eine blinde Angst packte ihn, daß sich in solchen Momenten ein anderer ihrer bemächtigen könnte. Und er zog sie in seinen Gedanken zu sich nieder und hielt sie in seinen Armen wie etwas, das ihm nur noch mit seinem eigenen Tode genommen werden konnte.

Die Tage aber, die solchen Nächten folgten, waren leer und farblos. Er kam sich vor wie einer, den die Zeit vergessen hatte, der hinter dem Leben blasz einherschlich, ohne Zweck und Ziel. Er wünschte nicht viel, hätte aber doch Jahre seines Lebens dafür gegeben, wenn er nur hätte ihre Stimme hören und ihre Gestalt aus der Ferne sehen dürfen. Und nicht das quälte ihn im Grunde so sehr, daß sie ihm nicht nahe war, sondern daß andere ihr nahe waren. Wer waren diese anderen? Wer konnte es wissen! Fiebernd zählte er die Tage und Wochen, die ihn noch von ihrer Rückkehr trennten.

Und nun saß sie bei ihm, hielt seine Hand und sprach im Ton einer Freundin zu ihm.

„Ob ich dich noch lieb habe, Heinz? Wie kannst du so fragen! Wie sollte ich dich vergessen . . . ?!“

Aber er entzog ihr die Hand und sagte mit unbeherrschter Stimme:

„Ich fühle, es ist etwas Fremdes zwischen uns. Du wirst mich nicht betrügen! Du wirst es mir sagen!“

Sie schien betroffen, stand auf und tat ein paar Schritte im Dunkeln. Sie mit dem rechten Arm auf das Klavier stützend, blieb sie stehen.

„O nein, ich werde dich nicht betrügen“, sagte sie ruhig.

In der Pause, die nun entstand, vermeinte Heinz sein Herz klopfen zu hören. Mehrmals öffnete er die Lippen, um eine Frage zu tun. Aber immer versagte ihm die Stimme.

Und dann war ihm plötzlich, als müsse er lachen. Und er lachte auch, wenn auch nur in Gedanken. Es war ein kleines, flüchtiges Lachen, das wie ein Wimmern klang und das schließlich in lautloses Weinen überging, in schreckhaftes dünnes, monotones Weinen.

„Was habe ich?“ fragte er sich. „Sehe ich Gespenster?“

Und er strich sich mit der Hand über die Augen, die ihn schmerzten, holte verstoßten Atem und sagte:

„Gisa — ist es ein Mann?“

Er blickte in der Dunkelheit zu Gisela hinüber und suchte etwas von dem Ausdruck ihres Gesichtes zu erspähen. Sie lehnte am Klavier, ohne sich zu rühren. Und er stellte sich vor, daß um ihre Lippen in diesem Augenblick jener heiße, verlorene Zug war, den er aus seinen Träumen kannte. Nur daß diese glückhafte Verlorenheit nicht ihm galt!

„Gisa . . .“ sagte er noch einmal.

Und in dem gleichen Augenblick fühlte er auch schon ihre Augen auf seinem Antlitz.

„Heinz, ich werde dich nie vergessen“, sagte sie sanft.

„Und das ist alles?“ fragte er.

Sie schwieg.

Da stand er auf, machte zwei Schritte zu ihr und gab ihr die Hand.

„Gisela, leb' wohl!“

„Leb' wohl, Heinz . . .“

Und er ging.

„So ist es also aus“, dachte Heinz, während er draußen die Straße entlang ging, „es ist aus, aus, aus . . .“

Und er empfand neben der großen Oede und Leere, die sich in seinem Herzen aufgetan hatte, noch das Gefühl einer leisen Verwunderung, darüber, daß er äußerlich doch der Gleiche geblieben war.

Dieses da war das Pflaster, auf dem er schon so häufig gegangen war, dieses waren die alten bekannten Häuser mit ihren Toren, Fenstern und Lichtern, die Schutzleute trugen noch die alten Helme, die Droschkengänge waren nicht weniger jämmerlich als sonst und die eilenden Passanten nicht interessanter.

Und er selbst — würde er jetzt nicht ins Restaurant gehen, um zu souperieren? Heinz zog den Kragen seines dünnen Ueberrodes höher, steckte beide Hände in die Taschen und beschleunigte seinen Gang.

Trotz der lauwarmen Luft fröstelte ihn.



Deutsche Granatsplitter.

Die Deutschen sind wie das sogenannte wilde Gestein in den Gebirgen; außen ist alles schroff und unansehnlich, innerlich in verborgenen Strahlungen leben sich alle ihre Kristalle an, die erst aus Tageslicht kommen, wenn irgendein Zufall oder Abstoß die raube Hülle durchgebrochen. (Görres.)

Die Stunde muß nahe sein, sie ist vielleicht schon da, in der die große Gärung der deutschen Dinge übergeht in eine neue Zeit des positiven Schaffens. Das ist die Stunde, in der die

Verdroßheiten sich in einer neuen Freudekeit lösen. Sie wird da sein, wenn die Idee einer neuen großen Aufgabe alle Kräfte begeistern ergreift. Der Gedanke von dem Weltreich deutscher Kultur als unserer großen Pflicht unter den Völkern scheint bestimmt, der deutschen Vaterlandsliebe wieder eine Zukunft zu geben, auf die sie sich richten kann, als auf ein Ziel, das alle Kräfte braucht. (Eugen Rüchmann.)

Mut besteht nicht darin, daß man die Gefahr blind übersteht, sondern daß man sie lebend überwindet. Man stärke folglich den Knaben, nicht aber etwa mit der Rede: „Es tut nicht weh“ — denn in diesem Falle würde das Schaf so tapfer anrücken als der Löwe —, sondern mit der besseren: „Was tut's? Nur weh?“ (Jean Paul.)

Der Schmerz ist ein heiliger Engel, und durch ihn sind Menschen größer geworden als durch alle Freuden der Welt. (Adelbert Stifter.)

Freiheit für alle, aber des Vaterlandes Kraft und Wohlfahrt über alles. (Wilhelm Jordan.)

Nix malt en grotes, braves Hart mihr dortau beschaven, sit gegen de Sora' um de Dual von dese Welt soltbländia tau wehren, as wenn de Welt em so recht in ehre niederträchtige Gemeinheit entegentrett. (Fritz Reuter.)

Aus einem Briefe von Goethes Mutter: „Verdünste bleiben Verdünste, und werden von allen Rechtshaffenen Leuten gefühlt und hochgeschätzt, um der andern leidnen Ruben ihren Benfall oder Thadel braucht sich ein ehrlicher Kerl nicht zu bekümmern.“

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht; ich sage: die Weltgeschichte ist auch das Herzensgericht; wo das große waltet, da ist Glück; wo das kleine waltet, da ist Unglück. Wer an Wunder glaubt, vollbringt sie; wen nach großen Taten gelüftet, der geht gewiß in kleinlichen Sorgen und Dingen nicht unter. Das Große hat in der Weltgeschichte immer das Kleine besiegt. (C. M. Arndt.)



Die Nacht des Marquis.

Novelle von Guido Kreutzer.

Er war ein Kavaliere — der kleine Marquis Honoré de Gressard, der seit etwa drei Jahren als Militärattaché der diplomatischen Vertretung seines Vaterlandes in Berlin angehörte. Liebenswürdig, geistvoll, weltgewandt; aber der verschlossenste Mensch, sobald das Gespräch auf das Thema „Frau“ kam. Dann hatte er solch fatale Art, die Augenbrauen hochzuziehen und schattenhaft zu lächeln, daß man regelmäßig aus dem Konzept gebracht wurde.

Das war ganz seltsam. Ich mußte oft darüber nachdenken. Aber ich fragte ihn nicht; bis er mir eines Abends selbst die Lösung gab. Nach einem Wohltätigkeitsfest im Garten des Auswärtigen Amtes, an dem wir beide teilnahmen, tranken wir in der Bar vorm Schlafengehen noch den üblichen Sherry-Cobler.

Und da . . . zwischen Gitarreklimper und Frauenlachen . . . erzählte er mir diese Geschichte:

„Ich war erst wenige Monate in Berlin und besaß in der Hardenbergstraße eine sehr hübsche Wohnung. Eines Nachts — es mochte gegen zwei Uhr sein — erwachte ich plötzlich. Mein alter Kammerdiener, den ich schon durch halb Europa mitgeschleppt hatte, stand am Bett. Der Leuchter in seiner Hand zitterte; er war ganz blaß vor Erregung; oder vielleicht schien es mir in der ersten Schlaftrunkenheit auch nur so. Jedenfalls war ich über die Störung recht ungehalten.“

„Was ist denn, George? Weshalb geisterst du noch herum?“

„Ich hatte bereits geschlafen, Herr Marquis; aber vor wenigen Minuten klingelte es“, erwiderte der Diener. Diese sehr einfache Erklärung befänstigte mich sofort.

„Ah, so — ein Telegramm; gib her.“

„Verzeihung, Herr Marquis, kein Telegramm, sondern eine Dame, die den Hausherrn unbedingt sofort sprechen müsse!“

In demselben Moment saß ich aufrecht im Bett und starrte den braven Alten verblüfft an. Ich hatte wohl mißverstanden.

„Mich sprechen? Jetzt — in tiefer Nacht?“

„Sehr wohl, Herr Marquis.“

„Hat sie wenigstens einen Namen genannt oder ihre Karte hereingegeben?“

„Nein, Herr Marquis; es handle sich um eine sehr wichtige private Angelegenheit!“

Die Affäre begann mich zu interessieren. Ich besitze schon seit meiner Kindheit ein gewisses Faible für abnorme Situationen. Und so sagte ich kurz entschlossen: — „Also laß die Dame eintreten.“

„Ich habe sie bereits in den Salon gebeten und dort Licht gemacht.“

„Gut; ich stehe in einer Viertelstunde zur Verfügung.“

Ich muß Ihnen aber gestehen, lieber Freund, daß ich mich noch selten in gleicher Eile angezogen habe, und es waren kaum zehn Minuten verstrichen, als ich den Salon betrat . . .

Sie stand neben einem Stuhl. Sie mochte die Mitte der Zwanzig erreicht haben; sie war groß, schlank, lichtblond, dunkel gekleidet, die ganze Erscheinung umwittert von dem berühmten „Hauch der großen Welt“, ein breitkrämpiger Federhut überschattete das blutleere Gesicht. Und dieses Gesicht . . . der kleine Honoré de Gressard zog grübelnd die Brauen zusammen . . . wissen Sie, ich war in Paris und Petersburg, in Rom und Madrid, in Kopenhagen und Bukarest — nie aber hatte ich eine derart überwältigende blendende Schönheit gesehen. Nie solch wundervoll zartes Oval des Gesichts, nie die Reinheit solcher Züge, nie das tiefe Feuer solcher Augen. Nie aber auch solch mühsam gebändigtes grauenhaftes Entsetzen.

Ich war fasziniert; ich vermochte im ersten Moment kein Wort zu sprechen; ich verneigte mich nur schweigend.

Sie aber trat so dicht zu mir heran, daß wir nur noch auf Armeslänge getrennt waren. Ihr Atem flog; die Spitzen ihres schwarzen Seidenmantels hoben und senkten sich stürmisch. Und eigentlich sprach sie nicht, sondern warf mir zerfetzte, zerrissene Worte herüber.

„Herr Marquis, ich erfuhr erst jetzt von Ihrem Kammerdiener, wen ich zu so ungebührlicher Zeit behellige. Das ist für mich doppelt peinlich.“

„Ich bitte, das nicht zu bedauern, Gnädigste. Ich betrachte es als einen Vorzug, mich Ihnen zur Verfügung zu stellen. Darf ich vor allem bitten, Platz zu nehmen?“

Wir setzten uns; der Tisch stand zwischen uns. Wohl eine Minute war Schweigen, ich hörte nur die jagenden Atemzüge meines Gastes.

Sie schien meinen Einwurf nicht zu hören; sie saß in Schoß verkrampft und sah zu Boden. Plötzlich aber hob sie den Kopf; ihre Augen waren groß und starr. Sie sprach ohne jeden Uebergang, ohne jede Einleitung. Und wieder diese wirre unraffvolle Art.

„Mein Herr, ich bin seit anderthalb Jahren verheiratet. Familiäre Gründe zwangen mich, einen Mann zu wählen, den ich vom ersten Tage der Bekanntschaft an haßte und verabscheute. Ich ging mit zusammengebißnen Zähnen in diese Ehe; sie wurde mir ein Martyrium, eine Qual, eine Kette ungeheurer Demütigungen. Trotzdem ertrug ich alles — alles, solange meine Kräfte irgendwie ausreichten.“

Mein Herr, Sie wissen nicht, was solche anderthalb Jahre für eine Frau bedeuten, wenn sie bis dahin im Elternhause nur Liebe und zarteste Rücksicht kennen gelernt hatte. Das ist, als ob Sie einen jungen Vogel aus dem Nest reißen und in einen wüsten Steinbruch schleudern.“

„Ich kann das verstehen, gnädige Frau.“

Sie schien meinen Einwurf nicht zu hören; sie saß in trübem Sinnen versunken. Dann schrak sie jäh zusammen.

„Heute nacht kam mein Gatte nach Hause — er war nicht nüchtern. Er drang in mein Schlafzimmer ein und wollte sich mir nähern. Ich wehrte ihn ab; ich war nicht mehr

fähig, seine Berührung zu ertragen. Da brach seine Brutalität durch und er schlug mich — oh — er schlug — mich!“

— „Gnädige Frau!“

Ueber das schöne Gesicht aber liefen lodernde Flammen. Sie sah mich nicht; sie hatte sich weit vorgebeugt, flüsternd, flüsternd, irrlüchtern kamen die Worte zu mir herüber.

In meinem Ankleidezimmer fand ich vorläufigen Schutz. Er wollte mir auch dorthin folgen, aber ich hatte mich eingeriegelt. Von draußen hörte ich seine schredlichen Verwünschungen, daß ich es wagte, mich ihm zu widersetzen. Ich hätte laut aufschreien mögen vor Angst; ich zog in fliegender Hast an, was ich gerade zur Hand hatte; ich dachte nicht an meinen Schmutz, nicht an Geld . . . nur fort — fort! Ich verließ unsere Wohnung durch die Hintertreppe. Doch die Tür schlug laut ins Schloß; und ich wußte, daß er es gehört hatte, daß er mich verfolgen würde.

Ich hetzte die Straßen entlang; ich begegnete keinem Menschen, keinem Wagen; ich lief in blindem Entsetzen nur immer vorwärts; ich glaubte jeden Moment den Schritt meines Mannes hinter mir zu hören. Vor diesem Hause blieb ich einen Moment stehen, weil meine Kräfte versagten. Da sah ich die Tür nur angelehnt; irgend jemand mußte wohl vergessen haben, sie zu schließen.

Das schien mir wie eine Gnade des Himmels. Ich stürzte die Treppen hinauf; klingelte an der ersten Wohnungstür . . . hier . . .

Sie legte das Gesicht in die Hände; ihre zarten Schultern zuckten wie vor unterdrücktem Weinen.

Ich hatte schon längst meinen Entschluß gefaßt, dessen Kühnheit mich nicht weiter beunruhigte, da meine Motive — wie ich unumwunden zugesteh — ziemlich egoistischer Natur waren.

Ich ging in mein Arbeitszimmer, trat auf den Balkon hinaus: rechts und links die breite Promenade todeinsam; kein Mensch! Er mußte also ihre Spur verloren haben. Diese Feststellung machte mich glücklich; nun konnte ich handeln. Ich kehrte in den Salon zurück.

„Gnädigste Frau!“ — Sie ließ die Hände wieder sinken und hob das gramvoll müde Gesicht.

„Ich habe Ihnen für den Beweis Ihres Vertrauens von ganzem Herzen zu danken. Gestatten Sie mir, auf banale Trostorte zu verzichten und dafür noch eine einzige Frage an Sie zu richten: Besitzen Sie verwandtschaftliche oder freundschaftliche Beziehungen in Berlin?“

Sie schüttelte mutlos den Kopf.

„Meine Angehörigen wohnen im Rheinland; und hier kenne ich noch keinen Menschen, da wir fast die ganze Zeit unserer Ehe auf Reisen waren und erst vor wenigen Tagen anlangten.“

Lieber Freund, wenn es im Leben Zufälle gibt, dann gehörte dieser ganz entschieden zu der erträglichsten Spezies. Und so sagte ich:

„Sie werden mir erlauben, Gnädigste, Sie als meinen Gast zu betrachten und Ihnen die beiden Fremdenzimmer meiner Wohnung zur Verfügung zu stellen. Bereits morgen sollen sie derart vervollkommen werden, daß Sie keine Ihrer gewohnten Bequemlichkeiten vermissen. Für die ersten zwei bis drei Wochen muß es genügen. Ich hoffe, diese Zeit wird Ihnen zu innerlicher Ruhe und neuem Lebensmut verhelfen. Danach wollen wir die erforderlichen Schritte gemeinsam erwägen.“

Sie hatte sich hastig erhoben und starrte mich mit ungläubigen Augen an. „Herr Marquis!“ flammelte sie verwirrt.

Ich lächelte ihr ermutigend zu.

„Den Tag über pflege ich sehr wenig zu Hause zu sein; und selbstverständlich besitzen Sie während dieser Zeit freies Verfügungsrecht über sämtliche Räume meiner Wohnung. Sollten Sie irgendwie Befehle haben, so bitte ich, über meinen Kammerdiener zu disponieren, dessen Verschwiegenheit außer jedem Zweifel steht. Und, gnädigste Frau, um die Quintessenz unserer Unterredung zu gewinnen, — Sie dürfen überzeugt sein, so lange Sie sich hier befinden, genießen Sie absolute Sicherheit. Niemand wird von Ihrer

Unwesenheit erfahren; niemand aber hat auch ein Recht, oder ein ... Interesse, diese Räume zu betreten. Denn auch ich befinde mich erst zu kurze Zeit in Berlin, als daß ich an Beziehungen außerdienstlicher Art hätte denken können. Und gerade deshalb wäre es mir eine doppelt freudige Ueberraschung, wenn eine Frauenhand dieses Garconlogis zu einer Häuslichkeit umwandelte."

Mit den letzten Worten hatte ich sie überwunden. Etwas wie Lächeln glomm in den dunklen Augen auf. Sie streckte mir die Hand entgegen.

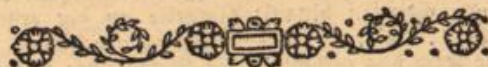
"Wie schwer belasten Sie mich mit Schuld, Herr Marquis; und wie soll ich Ihnen für so viel ritterliches Eintreten danken?"

Ich verabsäumte nicht, die wundervoll gepflegte kleine Kinderhand andächtig an meine Lippen zu ziehen.

"Gewinnen Sie die Ueberzeugung, daß Ihre Erfahrungen in Hinsicht auf unser Geschlecht sehr einseitig sind; das ist dann mein schönster Dank," ... entgegnete ich und kam mir entschieden geistvoll vor. Eine Viertelstunde später war über meiner Wohnung wieder Nacht und Dunkel.

Alles schlief ... nur ich nicht. Ich dachte an eine Frau.

Eine Frau mit lichtblondem Haar und tiefen, zuckenden Augen. (Schluß folgt.)



Türkisches Kaffeehausleben.

Von Johanna Weiskirch, Braubach a. Rh.

Ich male es mir in diesen großen Zeiten des Weltkrieges, namentlich aber, seit die Türken unsere Bundes-Brüder sind, häufig aus, wie das Kaffeehausleben in der Türkei, besonders aber in Konstantinopel, blühen mag. Im Geiste sehe ich die biedereren Söhne Osmans da bei schwarzem Kaffee, Nargileh und Tschibuk, die Gebetskette drehend, die Ereignisse der verschiedenen Kriegs-Schauplätze fast so viel mit Gesten und Gebärden, als auch mit Worten verhandeln.

Der schnellebige, nervöse Europäer, dem der Begriff „Zeit“ alles bedeutet, steht dem „Jawasch! Jawasch!“ („Langsam! Langsam!“) der Türken völlig verständnislos, wenn nicht verächtlich, gegenüber. Einmal erging es mir für ganz kurze Zeit auch so, aber das ist schon lange her. Inzwischen hat mich manchmal ein schmerzlicher Reiz auf diese geruchsaamen, immer Zeit habenden und ihre Wünsche mit ihren Verhältnissen in Einklang bringenden Leute unter der Fahne des Progressen erfüllt.

Bei keiner Gelegenheit und an keinem Ort zeiet sich die ganze Freude des Türken am beschaulichen Leben, wie bei seinem Reiz und im Kaffeehaus. Den Reiz pflegt er ja in seiner ganzen Dehnbarkeit vorwiegend zu Hause zu halten, weil er das eben nur in seinen vier Wänden so recht kann. Dabei raucht er seinen Nargileh oder Tschibuk. Der ganz raffinierte Ruhe-Schlemmer läßt dabei nur die in diesem Falle als Spielzeug dienende Gebetskette unzähligemale in gleichmäßigen Bewegungen durch die Hände gleiten. Aber auch im Kaffeehaus versteht es der Türke, sich sein Dolce far niente zu verschaffen.

Ist es nun an und für sich schon nicht leicht, ihn aus seiner gerade zu stoischen Ruhe und Gelassenheit, die gar nichts mit Indolenz zu schaffen hat, zu bringen, so ist das zur Zeit des Reizes fast ein Ding der Unmöglichkeit. In seinem eignen Hause, wo der Familie die Ruhestunde des Oberhauptes heilig ist, braucht er kaum mit einer Störung zu rechnen. Im Kaffeehaus kann es ihm allerdings passieren, daß andere seine Beschaulichkeit nicht respektieren. Unnachahmlich für den Europäer ist dann die Geste, mit der ohne jede Wortbegleitung seinen Unmut über die Störung ausdrückt und das Feld räumt, um anderswo den unterbrochenen Reiz fortzusetzen: er faßt mit Daumen und Zeigefinger ein Zipselchen seines Gewandes über der Brust, schüttelt es, den Kopf zur Seite drehend und die Mundwinkel verächtlich herabziehend, einigemal hin und her und verläßt das Lokal.

Aber dazu pflegt es in den rein türkischen, von den sogenannten Levantinern selten besuchten Kaffeehäusern nicht allzuoft zu kommen. Im Gegensatz zu den von Griechen, Armeniern und Maltesern geführten Volks-Kaffeehäusern, in denen es bei den Klängen der Mandolinen und Klavier-Organen,

beim Karten- und Würfelspiel meist sehr laut ausgeht, herrscht in den türkischen Volks-Kaffeehäusern eine würdige, geradezu imponierende Ruhe.

Ich suchte einmal in Stutari von einem starken Gewitter überrascht, vor dem jählings niedergehenden Regen Schutz im nächsten Gebäude. Als ich aufschaute, sah ich mit nicht geringer Verlegenheit, daß ich mich in einem voll besetzten türkischen Volks-Kaffeehaus befand. Der sehr freundliche Kaffetshi, mein Unbehagen bemerkend, ließ mich in einen kleinen Nebenraum eintreten, von dem aus ich unbemerkt durch den Spalt eines schlecht schließenden Schiebefensters in das nach der Straße zu offene Lokal schauen konnte. Es ging bei- nahe schweigend darin zu. Zum ersten Male fiel es mir auf, wie geläufig auch dem Türken die im ganzen Orient viel gebräuchte Zeichensprache ist. Dem Kaffetshi, dem wohl auch viele seiner Gäste bekannt sein mochten, befragte sie fast nur durch Gesten nach ihren Wünschen, die ihm auf dieselbe Weise bekannt gegeben wurden. Ruhig, mit beinahe abgemessenen Bewegungen nahm er die Wasserpfeifen und Nargilehs aus ihren Behältern, um sie den Rauchern zu reichen, und ohne Fast entnahmen diese die mitgebrachten Rundstücke ihren Taschen, um sie an die Schläuche und Rohre zu schrauben. Unbeirrt um die furchtbaren Blise und die ihnen folgenden krachenden, das Kaffeehaus in Grund und Boden zittern machenden Donnerschläge, braute der Kaffetshi auf den rotglühenden Holzbohlen des Mangals in einer Ecke des Lokals den starkduftenden türkischen Koffa. Sorgfältig, mit Liebe, bereitete und verteilte er ihn in den kleinen Schälchen, dabei genau acht gebend, daß auf jedem Täschen der vorchriftsmäßige Kaimak schwamm. (Kaimak ist die türkische Bezeichnung für Sahne. In diesem Falle ist es aber ein beim sorgfältigen Kochen des türkischen Kaffees sich bildender gelblicher Schaum, der vorm Servieren, zum Zeichen der Echtheit und Güte des Kaffees, auf die Schälchen verteilt wird. Ohne diesen Kaimak weist ein echter Kaffettrinker den braunen Trank zurück.)

Der Kaffetshi in Stutari verstand keine Sache aus dem ff. Reikem Kismet, das mich in seine Ruhe verführte, verdanke ich es, wenn ich heute auch einen einwandfreien türkischen Kaffee kochen kann, denn ihm habe ich unter Donner und Blis diese schwarze, gar nicht so einfache Kunst abgelernt. Ob ich ihn aber, wenn ich meinen Gästen gelegentlich einmal türkischen Kaffee braue, mit der fast unbeweglichen Würde und Ruhe des Türken reiche, möcht ich sehr bezweifeln. Dazu fehlt mir, der Tochter des schnelllebigen Europa, ja die Vorbedingung: nicht nervös zu sein!

Das von mir soeben geschilderte Volks-Kaffeehaus ist typisch für alle türkischen Kaffees. Selbst in denjenigen, in denen man auch speisen kann, geht es meistens so ruhig zu, daß sich jedes tellerklappernde, europäische Restaurant ein Beispiel daran nehmen könnte. In einem türkischen Volks-Kaffeehaus werden nie sich zu Rärm und Streit steigende Gespräche und Debatten geführt. Solche Unbehaglichkeiten trägt nur der Levantiner einmal hinein.

Die Gespräche alter Rufelmanen im Kaffeehaus zu belauschen, kann zu einem direkten Genuß werden. Ich habe da manchmal wenige Sätze gehört, aus denen mehr Lebensweisheiten und mehr Menschenliebe sprachen, als aus Väanden, die Europäer reden und schreiben.

Rein türkische Kaffeehäuser, in denen sich gebildete, den höheren Ständen angehörende Türken zum Reiz oder beschaulichen Gedanken Austausch zusammenfinden, gibt es wohl nicht mehr. Die sind in Europas sogenannter, alles überschwemmender Kultur untergegangen. Nur das rein türkische Volks-Kaffeehaus hat sich ursprünglich erhalten. Und das wird weiter so bleiben. Es wird in den abgelegenen, stillen Winkeln Stambuls und seiner Umgebung immer zu finden sein, denn es ist unlöslich mit dem türkischen Volksleben verknüpft. Es wird zu finden sein, so lange man dem Türken seine philosophische Ruhe nicht zu nehmen vermag, und das wird niemals geschehen.



Der vom Urman.

Erzählung von M. Merk-Buchberg.

Gospodin, Gospodin, pomiloi! Herr, Herr erbarm dich unser!

Stöhnend plagt das Häuflein Versprengter sein Weh hinaus in die nächtliche Blache, über die der Eissturm heulend braust, der der Eissturm, der das Mark in den Knochen erstarren macht.

Gospodin, Gospodin, pomiloi!

Einer hoßt bei dem verängstigten Haufen, glostend Feuer in den Augen, bittere Verachtung im Zucken des Mundes.

Es ist Kew Ennemoie, der Ostjak.

Die also sind die Herren? Geige Hunde sind's und Schufte allesamt! Und Dummbarke dazu! Winseln und heulen wie krepierende Hunde, weil Nacht ist, gute, sichere Nacht doch! Und weil das Windchen singt, das gute Windchen, das das Lied singt von der Taiga, vom Urman, von der Heimat!

Heimat!

Am See stand eine Hütte. Und in der Hütte hauste Kew Ennemoie mit Taska, seiner Tochter. Die liebe Taska, Taska mit den geschickten Händen, die die besten Netze flochten am ganzen See. Und wie schön war Taska, schön wie die Moosbeere, Taska!

Und Kew Ennemoie fuhr auf dem Wasser und fing Silberschuppe zum lederen Mahl, zum Mahl mit den Eingeweiden. Und er fuhr mit Seidenhaar, dem Renhirsch, so weit, so weit, so frei, so frei!

Und zog auf der fähige Sschatys, des Urgewaltigen mit den Riesenschaukeln. Und folgte Aschninika, dem alten Mann mit dem braunen Pelz. So weit, so frei!

Und der Wind, das liebe Windchen rauschte im Urman, wo Aschninika schlief, der alte Mann mit dem braunen Pelz, und brauste durch die Taiga, und Sschatys Riesenschaukeln wuchsen, wuchsen, als trügen sie den Himmel.

Dann kamen sie, die so waren, wie die, die jetzt grunzen und heulen wie krepierende Hunde.

Gospodin, Gospodin, pomiloi!

Blicke des Hasses sprüht Kew Ennemoie.

Auf die Häupter gossen sie das Wasser und murmelten und fangen. Fraßen die Vorräte und lagen am Abend betrunken am Feuer.

Die Stinkhunde, die Kew Ennemoies Volk geplündert und gemordet!

Kamen die einen mit dem Wasser, so kamen die andern mit den Büchern. Und schrieben und zählten und zehneten. Bis die letzten von Kew Ennemoies Stamm darben und stahlen.

Kamen dann die mit der Nagaika und züchtigten die Diebe und schleppten die Kinder der Freiheit in die Mauern, wo sie verdarben und starben. Schleppten die noch übrigen dann fort, weit, weit fort, in den Kampf, in den Krieg. Für Väterchen Nikolai Alexandrowitsch und das große, das heilige Rußland.

Das sind die, die dort hocken und sich fürchten vor Nacht und Wind, und heulen und jammern!

Gospodin, Gospodin, pomiloi!

Ein Fußtritt schreckt Kew Ennemoie aus seinen Träumen.

Steh auf, verdammter Hund! Was hast du die Augen der Eule! Hier das Pferdchen nimm, und dann marsch, fort mit dir, und Hilfe geholt! Bringst du sie, dann bekommst du Wotka zu saufen, daß du umfällst! Bringst du sie nicht, dann — — —!

O, Kew Ennemoie kennt dieses dann, und er kennt diesen Griff!

Diesen Griff, mit dem sie die kleine Taska von seiner Seite gerissen, die kleine Taska, die als Soldatendirne zugrunde gegangen!

Taska! — — —

Kew Ennemoie schnaubt auf, wie Aschninika, der alte Mann mit dem braunen Pelz, aufzuschnauben pflegte, wenn er sich erhöhte zum grimmigen Hieb mit gewaltiger Pranke.

Und in den Eissturm trottet ein Reiter auf zottigem Pferdchen.

O, Kew Ennemoie wird Hilfe bringen!

Ihm nach dringt ein verhallender Singsang.

Gospodin, Gospodin, pomiloi!

Ueber des Ostjaken Züge gleitet der Ausdruck verächtlichen Hasses.

Und wilder Wut.

Taska!

Und in den Sturm trottet der Gaul mit Kew Ennemoie, dem vom Urman. — — —

Kew Ennemoies Jägerohr lauscht und lauert.

Aus dem überschneiten Rohrwald dringt hohles Heulen.

Huau uau hu!

Wolf, der Grauhund!

Und Kew Ennemoie lacht in wilder Freude. Und formt die Hände zum Trichter und heult das Wolfsrudel an, er, der Jäger vom Urman.

Wie er die grünen Lichter am Rande des Rohrwaldes funkeln sieht, wirft er den hänglich schnaubenden Gaul herum und rast in der eigenen Spur zurück.

Nur das Auge des vom Urman kennt die verschneite Spur.

Ihr folgt das Rudel. — — —

Drunten in der Senke lagert das Häuflein Versprengter, Versprengter des Volkes, das Kew Ennemoies Stamm gemordet und den Urman geschändet und Taska, die Moosbeere.

Kew Ennemoie springt ab und läßt den Gaul rennen.

Huau, uau hu!

Er bekommt Antwort.

Wolf, der Grauhund ist da! Das ganze Rudel.

Hoch aufgerichtet ragt Kew Ennemoie. Und lacht in den Sturm, in Kälte und Nacht.

Taska, Taska! Ich komme! Kindchen, dein Väterchen kommt!

Und stößt sich das Renntiermesser ins Herz. — — —

Die drunten hören den schnaubenden Gaul und den rufenden Mann.

Und das Gierheulen Wolfs des Grauen.

Angstvolles Kreischen.

Gospodin, Gospodin, pomiloi!

Schüsse!

Der Wölfe Heulen.

Und bald ist alles stille. Stille. — — —

Der Eissturm aber singt sein ewig Lied.

Die Klage vom Urman.



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Heimat.

Vertlungen die wilde, die wogende Schlacht.

Der Feind hat das Tagewerk so mühsam gemacht!

Vertummt sind die Griffe von Pulver und Blei,

Der Friede des Abends kommt segnend herbei.

Todmüde versinkt dort ein Tapfrer zur Ruh,

Ein kurzes Gebet noch: „Mein Vater, wach du!

Du schaltest und waltest vom Himmelszelt,

Auf dich ist mein Harren und Hoffen gestellt.“

Da tönt aus den Reihen ein lieblicher Klang,

Ein Lied von der Heimat, wie's Mutter einst sang,

Das zaubert sein Dörflin auf feindlicher Erd'

Mit all' seinen Lieben am traulichen Herd.

Verscheucht ist des Krieges unnennbarer Graus,

Ein seliger Traum führt den Schläfer nach Haus,

Und ein Sternlein leuchtet einsam und hell —

„Es winkt dir die Heimat, braver Gesell!“

Edmund Reil, Wiesbaden.

*

Im Gesellschaftsstand an der Aisne.

Ein Gefangener, Pionier, ist eingebracht. Er muß hier warten, und ich kann mit ihm sprechen, wohl eine halbe Stunde ungehört. Da kam denn heraus, daß er Ingenieur aus Lyon sei, in Darmstadt studiert hatte und Deutschland gut kannte. Das war ein interessantes Zusammentreffen. Ich sprach natürlich nun Deutsch, ich sah keinen Grund, weiter mit ihm Französisch zu sprechen. Er aha, wenn auch widerwillig, darauf ein. Er brachte selbstredend bald das Wort: „Militarismus“.

Ich sagte nur: „Rußland hat im Frieden allein mehr Rekruten als die Zentralmächte zusammen.“ Nun, er war viel zu klug, um das nicht einzusehen.

Sagte er dann: „Das Gerede von dem Militarismus ist nur ein Schlagwort für die Menge. Wir meinen den deutschen Geist, noch besser den preussischen; denn Preußen bestiehlt Deutschland geborcht. Ich bewundere an Deutschland die Sauberkeit seines Landes und die Arbeitsfähigkeit und Arbeitswilligkeit seiner Bewohner. Der Deutsche geht immer geradeaus, immer auf sein Ziel los. So kann der Franzose nicht arbeiten, seine Nationaltugenden sind ganz andere, niemals diese. Weil er nicht so fein kann, weil er nicht versteht, wie man so fein kann, darum haßt er Deutschland, darum bekämpft er die Deutschen.“

Darauf ich: „Neid.“

Er: „Ja, Neid, aber Deutschland wird nach dem Kriege isoliert sein. Ich habe vorher viel Geschäfte mit Deutschland gemacht, nach dem Kriege handle ich nicht mehr mit Deutschen; wie ich denke, so denkt jeder gute Franzose.“

Ich: „Ihr werdet mühen.“

Er hatte sich in Eifer geredet und war nun einen Augenblick unsicher. Da sagte er plötzlich etwas, das ich schon lange wußte, das mir aber noch nie so grell vor die Seele getreten war: „Ihr Deutsche habt von Urankfang an für euer sogenanntes Recht den Kopf hingehalten gegen alle Welt. Wie lange werdet ihr das noch aushalten?! Es mögen 20, 30, 50 Jahre vergehen, und ihr werdet wieder auf der Mauer stehen. Vielleicht steigt ihr für diesmal, wie lange aber wollt ihr diesen Kampf für die Zukunft ertragen?“

Da lagen die Wurzeln des Hasses bloß. Das ist ja eben das für das Deutschtum Gute und für die anderen Unverständliche, daß der Deutsche nicht für die Materie, sondern für die Idee kämpft.

Stolz konnte ich ihm erwidern: „Sei es denn, daß wir in 50 Jahren wieder auf der Mauer stehen gegen eine Welt von Feinden; solange es überhaupt Deutsche gibt, wird dieser Kampf dauern.“

Ich las es von seinem Gesicht, er verstand mich nicht.
(Zagl. Rundschau.)

Eine zeitgemäße Mahnung.

In der Einleitung, die Karl Simrock 1833 den von ihm aus dem Mitteldeutschen übertragenen Gedichten Walters von der Vogelweide vorausschickt, stehen Worte, die in ihrem mahnenden Inhalt und Ernst uns Deutschen ein heiliges Vermächtnis bedeuten sollten. Jede Interpretation wäre nur geeignet, sie abzuschwächen: „Was vergaffst du dich in allen Land, allen armeneligen Kram des Auslandes, buhlst mit allen neun Mäusen fremder Länder umher, wallfahrtest mit pedantischer Entzückung zu allen Gräbern liberalistischer, überpyrenäischer und überseeischer großer Männer, während du dabei die ehrwürdigen Ruhestätten deiner kunstreichen, längstvergangenen Söhne bestudest? Sieh umher in deinen eigenen Gauen: wohin du blickst, da ist klassischer Boden, da ist ein Sänger geboren, da hat ein Dichter gesungen, da sind Unsterbliche gewandelt. Seit tausend Jahren ist dies Land die Wiege der Kunst, die Heimat des Gesanges. Was lernen deine Söhne und Töchter alle lebenden und toten Sprachen aus dem Grunde, nur nicht die älteste, schönste und traueste, deine eigene? Oder rühmen sie sich etwa, Deutsch zu verstehen? So les' ihnen doch den „Parival“, den „Tristan“, die „Nibelungen“ vor und höre, wie sie's verstehen werden. Oder ist das nicht Deutsch, was vor sechshundert, was vor tausend Jahren in deinem Schöße geformt und gesungen wurde? Was muß man dir erst überlesen und umdeutschen, was brauchen deine jüngeren Söhne Dolmetscher, die älteren zu verstehen?? Ich will dir sagen, warum sie die brauchen: weil sie nicht glauben, weil du nicht glaubst, welche Schätze unserer Sprache und Poesie in deinen Archiven und Bibliotheken vermodern, weil ihr nicht wißt, wie sehr es der Mühe lohnt, sie herauszugeben und verstehen zu lernen, weil ihr wähnt, von heute zu sein und euer Geketz und Egegetzern verschlafen habt, darum muß man euch in eurer heutigen Sprache an eure vormalige Herrlichkeit erinnern und so lange damit in die Ohren gellen, bis ihr zur Besinnung kommt.“

Der Kreuzträger.

Als er sich mit ihr verheiratete, war sie 25 Jahre alt, also ein altes Mädchen, aber auch mit einer reichsbelannten Vergangenheit. Sie bekamen sofort ein Kind. Da sie sich davor fürchtete, mehr Kinder zu bekommen, ging sie ihrer Wege, um sich etwas Neues zu suchen. Als es ihr mißlang, kam sie zurück, und er war so dumm, sie wieder aufzunehmen. Denn jetzt begann die Vitanei:

„Du hast meine Jugend geplündert...“

„War denn da etwas zu plündern?“

„Du hast mich fortgeschickt, als du meiner müde warst...“

„Bist du denn nicht selber gegangen?“

„Und dann hast du mir die Lebensfreude genommen...“

„Ich habe dich nur froh gesehen, wenn du Böses tun konntest; und übrigens: nachdem du deine Freiheit erhalten hast, leidest du unter Selbstmordmanie.“

„Und dann hast du meinen Flügel verkauft!“

„Du wolltest ihn ja nicht mehr haben, sondern bist auf und davon gegangen.“

„Du bist ein kleiner Mensch!“

„Warum?“

„Geschenke zurückzunehmen...“

„Das habe ich nicht getan; aber du hast aus Geiz die Dinge behalten, die man schon aus Scham zurückzugeben pflegt.“

„Wie unfein, daran zu erinnern!“

„Du hast ja daran erinnert!“

Sieben Jahre lang betete sie diese Vitanei in allen Kaffees der Stadt und tut es noch.

„Er, der meine Jugend geplündert hat...“

August Strindberg.



Luftige Ecke.

Als der nachmalige, bekanntlich sehr corpulente Präsident Taft noch Staatssekretär des Krieges war, begab er sich eines nachmittags zu einem Fußballwettbewerb. Er hatte zwei Eintrittskarten in der Tasche, denn er hatte die Angewohnheit, stets zwei Plätze zu kaufen, damit er bequem sitzen könne. Der Aufseher führte ihn zu den Plätzen, machte aber kurz vorher halt. „Was ist los, junger Mann?“ fragte Mr. Taft. — „Ent mir leid, Herr Sekretär,“ antwortete der Aufseher, „aber wenn Sie auf diesen beiden Plätzen sitzen wollen, wird das mit einigen Schwierigkeiten verknüpft sein. Sie sind zu beiden Seiten des Ganges.“ — „Noch eine andere Anekdote von demselben Präsidenten. Zwei Herren unterhielten sich über Höflichkeit im öffentlichen Leben, und einer von ihnen sagte: „Well, Präsident Taft ist der höflichste Mann in der ganzen Welt.“ — „Wie das?“ fragte sein Gefährte. — „Ich war mit ihm in einem Straßenbahnwagen in Cincinnati einen Tag vor seiner Wahl zum Präsidenten und einige Damen stiegen ein, worauf Taft sich erhob und dreien von ihnen seinen Platz überließ.“

„Manchmal,“ sagte der Lehrer in einer Indianerschule, „ist es ganz unmöglich den Kindern die rechte Antwort zu geben. Sehen Sie dort das kleine Mädchen mit dem schwarzen Haar und den roten Bopfbändern? Sie ist die Tochter eines Häuptlings, und ihr Vater und ihre Mutter sind völlig zivilisiert. Eines Tages sagte sie zu ihrer Mutter: „Ich wollte, ich hätte eine neue Puppe.“ — „Aber deine alte Puppe,“ antwortete die Mutter, „ist doch noch sehr gut.“ — „Ich bin doch auch noch sehr gut,“ verbeugte die Kleine, „und doch hat der Doktor dir ein neues Baby gebracht.“

Ein Landstreicher glaubte einen guten Gedanken zu haben. Er ging nach einem Bauernhause, setzte sich davor ins Gras und fing an, davon zu essen. Die authersie Bäuerin trat zu ihm heraus und sagte: „Sie armer Mensch. Sie müssen aber wirklich hungern sein. Kommen Sie mit hinter's Haus.“ Der Landstreicher strahlte vor Veranlassen und blinzelte dem Knechte zu. „Da,“ sagte die Bäuerin, als der Vagabund in Sicht kam, und wies auf eine Grasfläche, „versuchen Sie das mal. Sie werden finden, daß es bedeutend länger ist als das andere.“

„Grib,“ sagt die Mutter in vorwurfsvollem Ton, „was habe ich dir gesagt, das ich mit dir machen würde, wenn du noch einmal an die Marmelade gehst?“ — „Grib fragte sich nachdenklich mit seinen flebrigen Fingern das Sauert. „Ach, das ist aber sonderbar, Mama, daß du das vergessen solltest. Ich hab's auch vergessen!“

Eismasser, Tee, Butterbrot und Zeitungen waren schon nach Zimmer 417 hinaufgeschickt worden, aber schon wieder erkündete die Glode. Der Kellner, der hinauf geschickt wurde, um sich nach den Wünschen der Dame zu erkundigen, kehrte mit der Meldung zurück, daß sie diesmal sechs leere Garnrollen wünschte. „Garnrollen?“ sagte der Wirt. „Sie sind verrückt!“ — „Naa sein,“ verbeugte der Kellner. „Aber wenn ich es bin, ist 417 es auch, denn Garnrollen hat sie gesagt.“ — Die Wirtin fand die Garnrollen unter dem Spielzeug der Kinder, und der Wirt trug sie selbst nach oben. „Ich fürchtete,“ sprach er, „daß der Kellner sich geirrt habe. Sechs leere Garnrollen?“ — „Ja, es ist richtig,“ war die Entgegnung. „Sie haben keine Kleiderbaken in diesem Zimmer, nichts als Nägel und dazu noch rostige. Ich habe es nicht, meine Kleider an Nägeln aufzuhängen, aber wenn ich diese Rollen darüber schiebe, schütze ich die Kleider vor Rost und die Nägel können keine Löcher reißen.“